

So suchen wir, im großen wie im kleinen, für die ältere wie für die jüngere Zeit, alles Einschlägige zu sammeln, damit jeder hier finde, was er über die Mennoniten in West- und Ostpreußen wissen möchte. Und wir bleiben dankbar für jeden Hinweis und jede Förderung sonst, die — wie schon bisher — einen Stein beiträgt zu dem Denkmal einer großen Vergangenheit als einem Zeugnis für Gegenwart und Zukunft.

Mit Traktor und Gesangbuch

Von Eberhard Wittmann

In La Paz hatte ich zum ersten Male gehört, ganz zufällig, daß es dort unten im Tiefland von Bolivien, in der Nähe von Santa Cruz, eine kleine deutsche Mennonitenkolonie gebe. Wir waren bis dahin unschlüssig gewesen, ob sich die weite Reise in das östliche Bolivien lohne. Jetzt wußten wir's: Wir werden reisen.

Unvergeßliche Eisenbahnfahrt von La Paz nach Cochabamba! Wir fahren über das „Dach Südamerikas“, den Altiplano, nach Süden. 4000 Meter hoch liegt die weite Hochfläche, und die schneebedeckte Kordillere im Westen und im Osten steigt bis 6000 Meter und höher. Unendlich weit dehnt sich das Land. Luftspiegelungen täuschen riesige Wasserflächen vor, die sich dann beim Näherkommen in graues Land verwandeln. Von den Bergen grüßen alte Grabtürme, Zeugen aus längst vergangenen Tagen, als noch die Inka-Könige das Land beherrschten. Dann und wann zieht eine Karawane durch das leere Land, hochbepackte Esel und anmutige Lamas. In weiten Abständen armselige Indio-Dörfer, wie verloren in der unendlichen Weite, in ihrer Mitte meist eine mächtige, wehrhafte spanische Kolonialkirche.

In seltsamem Gegensatz zu der bedrückenden Leere des Landes herrscht auf den kleinen Bahnhöfen quellendes Leben: unbeschreiblich die Farbenpracht der Mützen und Hüte und Ponchos und — trotz aller entsetzlichen Armut — die Anmut der Indio-Frauen mit ihren Säuglingen auf dem Rücken, voller Geheimnisse ihre Quechun- oder Aymara-Sprache, ihre Gebärden, ihre Augen. Hinter Oruro, der Minenstadt, klettert die Bahn noch höher. Als der Paß überwunden ist, geht es in unzähligen Kurven und Kehren ein wildes Tal hinab. Langsam wird das Land wieder grün. Spät in der Nacht sind wir in Cochabamba.

Aber das ist noch nicht unser Ziel. Eine erstklassige Straße, von Amerikanern erbaut, führt von Cochabamba nach Santa Cruz. In aller Frühe brechen wir auf, aber als es Abend wird, sind wir immer noch nicht da. Wenige Stunden Nachtruhe in einem „Hotel“ an der Straße. In der Morgendämmerung geht's weiter, durch ein weites, dunkles Waldgebirge, abwärts. Endlich tritt die Straße aus dem Wald — und das Bild ändert sich schlagartig:

sandige Steppe, Bananen, Drangenbäume, Rasseesträucher, Ananas, Palmen. Als wir nach ein paar Stunden dann in Santa Cruz aussteigen, ist es schon drückend heiß! Gestern noch waren wir mit Felsen und Schnee und Lamas allein, jetzt sind wir in den Tropen. Das ist Bolivien!

Abends, als die größte Hitze vorbei ist, sitzen wir mit zwei kräftigen deutschen Bauern in weißen Ruffenkitteln zusammen. Der eine ist der Prediger der Mennoniten, der andere sein Schwager. Und sie erzählen: Vor drei Jahren

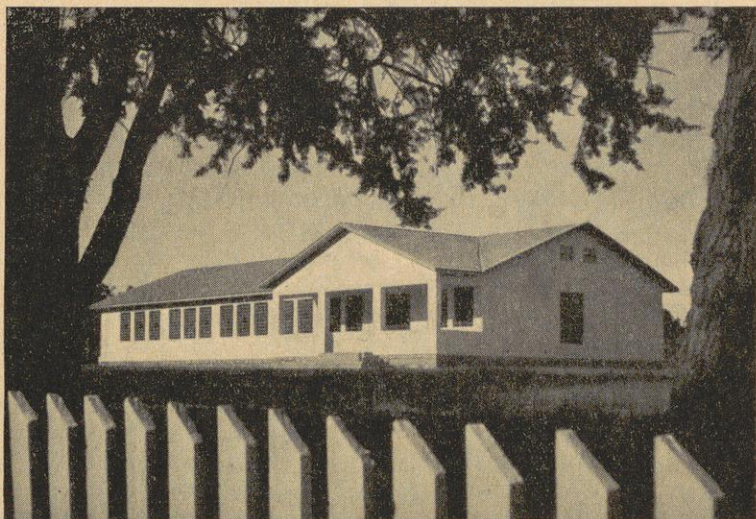


haben sie ihre Mutterkolonie drüben im Gran Chaco von Paraguay verlassen und sind hierher gekommen. Nur acht Familien sind sie, und sie haben's nicht leicht in der Steppe draußen. Warum sie dort weggegangen seien? „Ja, wir haben dort im Büro gearbeitet oder im Geschäft. Und wissen Sie, wir Mennoniten sind eben Bauern, Kolonisten, und fühlen uns am wohlsten, wenn wir das Land bearbeiten. Außerdem: das Klima in Paraguay! Und dazu oft monatelang kein Tropfen Regen. Da ist es hier doch besser. Aber kommen Sie doch morgen mit uns hinaus, da können Sie alles sehen! Und weil Sie evangelischer Pfarrer sind, dürfen wir Sie doch um einen Gottesdienst bitten? Wir sind froh, wenn einmal ein anderer uns das Evangelium sagt.“

Am nächsten Nachmittag fahren wir mit dem Traktor hinaus, noch 25 Kilometer in die Steppe hinein. Unbarmherzig brennt die Sonne. Von Zeit zu Zeit eine kleine Waldinsel, die willkommenen Schatten spendet. Kleine lustige Affchen turnen oben im Gezweig, und die Tucane mit ihrem farbenprächtigen Gefieder und ihrem riesigen Schnabel fliegen durch die Lüfte. Dann sind wir

dort. Da stehen die kleinen Häuschen, rechts und links von der Straße. Sie sind aus Lehm gebaut, die Dächer teilweise noch mit Maisstroh oder Bananenblättern gedeckt. Die Fenster fehlen, kein schattiger Baum steht vor dem Haus, statt des Gärtchens nur ein paar Blumen.

Wie verlassen stehen die Häuser in der weiten Steppe! „Es ist einfach bei uns“, sagen die Männer, als müßten sie sich entschuldigen, „es sind eben erst drei Jahre her. Zuerst kam das Land. Die Amerikaner haben uns viel geholfen beim Roden mit ihren großen Maschinen. Dann mußten wir die Straße bauen und den Traktor kaufen. Und dann unser Schulhaus dort drü-



„Fritz-Kliwer-Schule“ in Witmarsum, Paraná, eingeweiht am 22. 3. 59

ben! Unsere Kinder müssen Religionsunterricht haben und singen lernen und vor allem Hochdeutsch! Untereinander sprechen wir ja nur unser Platt. Und dann brauchen wir doch das Schulhaus auch für unsere Gottesdienste!”

Nach Einbruch der Nacht ist Gottesdienst im Schulhaus. Es ist schon Mitte Januar, und der einzige Schmuck des Raumes ist ein ärmliches vertrocknetes „Christbäumchen“, von dem sie sich noch nicht haben trennen können. Der einzige Schmuck? Nein, sie hatten noch einen anderen, viel kostbareren, den sie selbst freilich gar nicht sahen, der aber uns Fremden um so mehr in die Augen fällt: der Raum ist voll, übervoll. Die einfachen Sitzbänke reichen längst nicht aus. Von allen Seiten sind sie durch die tropische Nacht gekommen mit ihren Stall-Laternen, die Eltern in der Mitte, die größeren Kinder vorne und hinten, die Kleinsten auf den Armen der Eltern, gerade so, wie es Ludwig Richter einst gemalt hat. Alle sind sie da, alle! Weil heute ein Fremder gekommen ist? O nein, so sind sie immer da, wenn Gottesdienst ist. Denn ihr Gottesdienst ist die Mitte ihres ganzen Lebens.

Die Form dieses Gottesdienstes ist so einfach wie der Raum: Gesang, Gebet, Schriftauslegung, nicht anders als eine schwäbische „Stunde“. Und doch wird uns dieser Gottesdienst unvergeßlich bleiben: Wie sie singen! Alle singen sie, die Alten wie die Jungen; die Frauen hell und fröhlich, die Männer mit dem tiefen, orgelnden Baß, den wir von den russischen Kosakenhören her kennen. Und vierstimmig singen sie, und fast alles auswendig, Vers um Vers, bis das Lied zu Ende ist. Und wie sie beten! Kurz und einfältig, mit knappen, aus der Bibel geschöpften Worten.

Und wie sie hören! Es war drückend schwül in dem überfüllten Raum, und der Schweiß rann in Strömen. Dazu hatten sie einen harten Kolonistentag hinter sich unter der heißen Tropensonne. Nichts wäre verständlicher gewesen, als daß die Müdigkeit sie übermannt hätte: aber da saßen sie, die schlafenden Kinder auf dem Arm, und nahmen mir jedes Wort von den Lippen ab.

Während die Frauen das Abendbrot zubereiten, sitzen wir Männer vor dem Haus unter dem tropischen Sternenhimmel. Tausende von Glühwürmchen segeln still durch die Nacht. Etwas abseits sitzt die Jugend. Man sieht sie nicht in der stockdunklen Nacht, um so besser hört man sie. Sie haben ihre Lauten geholt und singen dazu, geistliche Lieder aus ihrem Mennoniten-Gesangbuch und Volkslieder, eines nach dem anderen. Wir Männer aber sitzen da und reden dies und jenes. Sie erzählen aus der alten russischen Heimat. Sie alle sind ja in Rußland geboren, in Sibirien oder an der Wolga, auf der Krim oder in der Ukraine. Sie erzählen, wie sie zum ersten Male alles zurückließen und auswanderten, weil ihnen die Revolution in Rußland das Leben unmöglich machte; wie sie nach Deutschland kamen und von dort nach Paraguay. Aber dann muß ich erzählen. Alles wollen sie wissen: wie es in Deutschland aussieht, im Volk und in der Kirche. Sogar die hohe Politik interessiert sie.

Am nächsten Tag müssen wir Abschied nehmen. Mit ihrem Traktor bringen sie mich nach Santa Cruz zurück. „Grüßen Sie die Gemeinden in Deutschland von uns! Und wenn mal wieder ein Pfarrer in die Nähe kommt, daß er uns dann ja nicht vergißt!“ Ja, wann wird in La Paz ein deutscher Pfarrer sein? Einer, der sich um die deutschen evangelischen Glaubensgenossen im weiten Bolivien kümmert und dabei auch die tapferen Mennoniten bei Santa Cruz nicht vergißt.

Das missionarische Bewußtsein und Wirken der Täufer

Von Wolfgang Schäufele

Die rasche und wirkungsvolle Ausbreitung des Täuferniums trotz grimmigster Verfolgung ist ein Phänomen, das sich durch einen bloßen Hinweis auf die Gunst der Zeit, auf die hochgespannte religiöse Bereitschaft der damaligen Menschen und auf die Rolle der Verfolgung als eines fördernden Faktors nicht ausreichend erklären läßt. Entscheidend ist vielmehr, daß der täuferischen